

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 5

Artikel: Volkstum und Sendung : eine Auseinandersetzung
Autor: Wyss, H.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158529>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Volkstum und Sendung. (Eine Auseinandersetzung.)

Von H. A. Wyß.

Für die Anzeige des von der Stadt Freiburg herausgegebenen Buches „Alemannenland“ erweist sich der gewöhnlich an Heimatbücher angelegte Maßstab als unverwendbar: der groß in die Augen springende Untertitel „Ein Buch von Volkstum und Sendung“ verbietet es.

Es soll zugleich Brücke sein zur Kultur des westlichen Nachbarn, und daher treffen wir einige mehr oder minder berühmte französische Mitarbeiter. Einen kurzen, gehaltvollen Aufsatz von H. Lichtenberger; eine Studie über Nietzsche vom Rektor der Universität Dijon, Spenlé, die sich allerdings die merkwürdige Prozedur gefallen lassen muß, daß der Herausgeber in einem Nachwort den Franzosen gewissermaßen mit dem Rotstift über die Unrichtigkeit seiner Anschauung belehrt. Alphonse de Châteaubriant singt eine füne mystisch ungehemmte Hymne auf den „grenzenlos gütigen Führer“, dessen Denken aus „einer Art Vision vom Menschensohne“ geboren sei, am Ende steht der denkwürdige Bericht vom deutsch-französischen Frontkämpfertreffen in Freiburg, diesem überwältigenden und versöhnlichen Tag, von dem der zurückgekehrte Frontkämpferführer schreibt, „... wir begannen uns zu fragen, ob nicht ein Traum sein Spiel mit uns getrieben habe.“

Nächst diesen gesammelten Stimmen und dem Chor der Deutschen, aus dem die Namen von W. v. Scholz, H. Burte, Emil Strauß, Wilh. Schäfer hervorgehoben seien, enthält das Buch, ausgesprochen oder zwischen den Zeilen, die deutliche Aufforderung über den Rhein, Verwandtschaft und innere Zusammenhänge nicht zu vergessen, sondern neu zu erwähnen. Nehmen wir die Aufforderung entgegen in aufrichtiger Prüfung des Geistes, der aus ihr spricht!

Alemannisch — das Wort löst fürs Erste einmal freundnachbarliche Gefühle aus. Wenn sich die Welschen in ihrer keltischen Natur durch die Bezeichnung „Suisse Romande“ tief berührt fühlen, so geht es uns mit dem Anruf deutschschweizerischen Stammesgefühles nicht anders. Vor Jahr und Tag, kurz nach Kriegsende, ist in Bern ein „Alemannenbuch“ herausgekommen. Es war die mutige Tat des Herausgebers H e r m a n n H e s s e. Es bedeutete wirklich etwas, gerade in jenem Moment zum Ennetrheinischen zu stehen und der Kultur- und Blutsverwandtschaft öffentlich Ausdruck zu geben. In Hesses „alemannischem Bekenntnis“ lesen wir dort: „Für mich ist die Zugehörigkeit zu einem Lebens- und Kulturfries, der von Bern bis zum nördlichen Schwarzwald, von Zürich und dem Bodensee bis an die Vogesen reicht, ein erlebtes, erworbenes Gefühl geworden. Dies südwestdeutsch-schweizerische Gebiet ist mir Heimat... Schon früh erwuchs mir ein Misstrauen gegen Landesgrenzen, und eine innige, oft leiden-

schäftsliche Liebe zu allen menschlichen Gütern, welche ihrem Wesen nach die Grenzen überfliegen und andere Zusammengehörigkeiten schaffen als politische.“ Und auf dies Bekenntnis folgt das Beste und Namhafteste, was der schweizerische Boden an künstlerischen Persönlichkeiten der Gegenwart schenkte, — mit verschiedenster geistiger Beisteuer R. Faesi, Alb. Steffen, J. Schaffner, Felix Möschlin, Hans Reinhart, Gustav Camper neben Finckh und Flaké und Thoma. Alle, so sehr verschieden sie untereinander sind, „sind sie unter sich verwandt, und sie zehren alle unbekümmert vom selben mitgebrachten Mütterlichen, dessen Besitz zu erweisen man keinen Paß und Heimatschein braucht,“ wie Hesse so treffend aussagt. So wie er es sah, können auch wir aus ganzem Herzen ja sagen zu der Idee, ein verbindendes Alemannenbuch zu schaffen.

Aber es wäre ja ein Anachronismus, fast ein Wunder, wenn heute ein Buch kultureller Bedeutung über den Rhein zu uns käme, ohne auf die Politik bezogen zu sein. Die Respektierung kultureller Autonomie ist abgeschafft, die freie Gestalt der Dichtung aufgehoben, wenn ein Propagandaministerium selbstherrlich die Funktion eines obersten Kunstorganes übernimmt. Der totale Staat muß ja die freien Künste zu den Mägden seiner Befehle machen.

Das Verlangen, in künstlerischem oder wissenschaftlichem Gewande eine intolerante Weltanschauung zu verbreiten, und damit einem im Zuge der Idee liegenden Einmarsch politischer Tendenzen den Boden zu ebnen, ist auch dann nicht zu übersehen, wenn die Annäherung behutsam und mit Anspielungen auf den Charakter der Stammesverwandtschaft betrieben wird. Gerade weil wir keinen Anlaß haben, unsere Unabhängigkeit an das alemannische Wesen zu verschweigen, gerade deshalb wollen wir die wohlweislich verdunkelten letzten Absichten eines Buches ins Helle ziehen und ihm das entschiedene Nein entgegenhalten, wo es geboten ist.

Im Kontrast zu Hesses Leitmotiv einer beidseitigen Verbundenheit jenseits der Politik weist der Oberbürgermeister von Freiburg, F. Kerber, die Richtung mit den Worten: „Der äußerste Südwesten des Reiches hat eine ihm vom Schicksal zugewiesene Aufgabe, nämlich ... für das Dasein unseres Volkes und für die Idee unseres Führers einzustehen mit all den Kräften, die hier das alemannische Volkstum hervorzubringen vermag.“ Dieser „kulturpolitischen Sendung“ im Sinne „übervölkischer Volkerneuerung“ ist also dies Buch gewidmet. Biessagenderweise segelt unter einer so stolz beschrifteten Flagge nur ein bedeutender Schweizer, Jakob Schaffner, der hier als Sprecher über das schweizerische Schicksal und seine Wende auftritt.

Nach Angriffen auf eine von „Geheimmächten“ abhängige Schweiz, die sie in Verwirrung hineinmanöverierten, fährt er fort: „... um eine rein alemannische Frage sachlich — nach einem Naturrecht — etwa nach Blut und Sprache entscheiden zu können, brauchte ein Volk Ruhe und jenes

schöpferisch starke Alleinsein mit sich selbst.“ Es wäre nach Schaffner nötig, daß wir „still über unsere rassische Zugehörigkeit nachdenken dürfen“. Zitieren wir dem gegenüber nochmals den Hesse des alemannischen Bekennnisses: „Mein Glaube an „Rassen“ ist niemals lebhaft gewesen,“ so drückt dieser Satz die völlige Überzeugung unseres Volkes aus, weil ruhig pulsierend, selbstverständlich aus unserm Alemannentum wie aus dem romanischen Wesen tiefste Kraftquellen fließen.

Mit Schaffners Schweizertum ist es eben ein eigen Ding. Sein Schweizertum als tiefe Liebe zu ungebrochener Vitalität, der Verschwiegenheit des innen leimenden Lebens, zu trozigem Schweifen, dumpfer-kriegerischer Bielsuche ist wiederum neu beglaubigt durch den Wurf „Der Gang nach St. Jakob“, eine außerordentliche Dichtung alteidgenössischer Mannheit. Auch jetzt wieder betrachtet er vieles hierzulande richtig, so wenn er anerkennt, daß man den Nationalsozialismus nicht will (S. 31), daß „eine Kluft zwischen hüben und drüben besteht“, oder wenn er „die Ur freiheit und die treue Erfurcht vor den letzten Dingen des Daseins“ in den Alpentälern röhmt. Doch sind dies gleichsam an den Rand geschriebene Gründe, Gegengewichte, die dem schwereren Dennoch! den richtigen Wert verleihen sollen. Hier geht nun Schaffner, ganz anders als der vorsichtig zurückhaltende Bürgermeister, scharf ins Zeug, indem er die alemannische Tagung, wie sie 1937 erstmals in Freiburg abgehalten wurde, „bewußten Kampf für freistehende, echte, reine alemannische Volkspersönlichkeit individuell und gesellschaftlich“ nennt. Mit dieser angekündigten Befreiung befindet sich Schaffner nun in seinem Element und zieht aus dem Vollen alle Register seiner religiösen Überzeugung, daß regionale Spielarten in der nächsten Generation weniger bedeutsam seien als „die trotz allem nicht auf die Dauer aufzuhaltende Wiedererstehung des völkischen Ur daseins und seiner gott-naturhaften Gesetzmäßigkeit“ (in der Schaffner'schen Terminologie ist Gott den Naturgesetzen völlig gleichgesetzt!). Er deckt seine Hoffnungen dann ganz auf mit dem Lobpreis „der genialen Höhen der schöpferischen Persönlichkeit, die künstig mit einer bisher nie erlebten Klarheit und Härte auftreten wird, um das Reich zu gewinnen und Gott seine Welt zu erhalten“. (Dieser pantheistische Gott, der nur das tun darf, was ihm die vom Nationalsozialismus anerkannten Naturgesetze vorschreiben, ist ja eine unglaublich bequeme Handhabe für alle Ansprüche der „genialen Höhen“ einer schöpferischen Persönlichkeit, so daß der geneigte Leser erraten mag, was dann mit der heute gültigen Rechts- und Staatsordnung zu geschehen hat.)

Wir haben Schaffners Schweizertum nicht angezweifelt, das seine dichterischen Visionen beschwören, von der Gegenwart aber, von dem Wiederaufleben vertieften Freiheitsdranges, kultureller Sammlung und kämpferischem Selbstbewußtsein ist er losgelöst durch seine sich absondernde Art, die aus der Sehnsucht lebt nach der „Heimkehr“ ins Reich. Sicher ist jene Trennung von 1499 von Vor- und Nachteil begleitet ge-

wesen, namentlich deshalb, weil sie die Möglichkeit nahm, das edle Gut der eidgenössischen Freiheit einzupflanzen in deutschen Landen, wo man begierig danach war. Aber Schaffner vermag nicht zu erkennen, daß die Schweiz seither ihren eigenen Weg gefunden hat, daß sie durch die Jahrhunderte just wegen ihrer vielartigen Nachbarschaft ein tiefes und im 19. Jahrhundert künstlerisch besonders inspiriertes Verhältnis zu sich selbst gewann, das als einverleibtes Glied eines Reiches nie hätte gewonnen werden können! Dadurch blieb eine aus Selbständigkeit stammende, bald städtisch, bald ländlich bestimmte geistige Besinnung erhalten, — eines Kellers, Gotthelfs, Meyers, Burckhardts — die, in kleinen Verhältnissen großer Dinge mächtig, gedeihen kann, während sie in großen Verhältnissen sich selbst aufgeben müßte. Nie haben die weitblickenden Männer unseres Landes die Gefahren geistigen Binnendaseins unterschätzt, aber sie wahrten einer staatlichen Gemeinschaft doch voll Dankbarkeit die Treue, die der Welt die neue Lebensform des Eidgenössischen vorlebte, die nur durch ständigen Einsatz sich frisch und kräftig erhält. Diese bodenständige Besinnung auf das geschichtlich Einmalige und Dauernde läßt auf der Hut sein, und wenn Schaffner als Gegenstück seiner Blut- und Rassenlehre Lucifer selbst an die Wand malt als „Gegner des Gotthaften und des Todfeindes der Volkspersönlichkeit“, so ist, aus unserer Besinnung gesprochen, eher wahr, daß die Selbstaufblähung zur gotthaften Volkspersönlichkeit wohl das beste Entgegenkommen gegenüber den Absichten des Verfuchers ist und sicher seinen Schlingen ausliefer. Eine Form der kollektiven Blut-Hybris, die, dem Einzelnen fremd, ihm aufgepftropft wird, kann so schließlich ausgezüchtet werden, die letzten Endes den Gipfel menschlicher Vermessenheit darstellt. Schaffner aber nennt dies „sich richtig orientieren“ vor der „blutigen Unabwendbarkeit des Endkampfes“! und kann dann ganz harmlos und ironisch fortfahren: „Im übrigen werden wir nichts anstreben als alemannisches Volkstum.“

Nach diesen Enthüllungen im Eifer des Gefechtes vermag uns kein „im übrigen“ mehr hinters Licht zu führen. Ein kulturelles Seilziehen auf alemannischem Boden, — wir wünschten nichts mehr. Doch so haben wir nicht gewettet, daß das Band kultureller Verbundenheit in die 76 millionenpferdige Spulmaschine der Politik läuft, mit der Folge für uns, daß wir das Seil entweder loslassen müssen oder daß die Mannschaft über die Grenze gerissen wird. Das Alemannenbuch ruft daher zu *vernehmen hrter Wachsamkeit*, — keinem ängstlichen oder herausfordernden Treiben, sondern einem festen, klaren Stehen zu unsern eigenen Anschauungen von Kultur und Völkerverbundenheit, zum Bekenntnis der christlichen, humanen, idealistischen Kräfte unseres Eigenselbts, von denen wir keinen Strich abweichen wollen, und jener ruhig abwartenden Haltung, die bessern Zeiten zur Pflege einer alten und währenden Freundschaft entgegensieht.